

Leitartikel

Norbert Greinacher Das Paradox der christlichen Hoffnung

Es ist zum
Verzweifeln

Was ist mit der
Erneuerung
der Kirche?

Unsere Situation ist in vielerlei Hinsicht zum Verzweifeln. Die Fakten sind bekannt. Rund ein Fünftel der Menschen können ihre Grundbedürfnisse (Nahrung, Wohnung, Bildung, Kleidung, Gesundheit) nicht befriedigen, obwohl die Möglichkeiten dazu vorhanden sind. Rund 80 Millionen Menschen sterben jährlich an Hunger. Und dabei verschärft sich die Situation. Papst Johannes Paul II. hat am 28. 1. 1979 auf der dritten Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe in Puebla die Mechanismen beklagt, die „auf internationaler Ebene die Reichen immer noch reicher machen auf Kosten der Armen, die immer ärmer werden“.

Hinzu kommen die wachsende Zahl der Verfolgten in Ost und West, die Gefolterten, die Verschwundenen.

Und es wächst die Gefahr eines atomaren Holocaust. Zu den 50.000 bis 60.000 atomaren Sprengköpfen, die bereits existieren, treten täglich neue hinzu. Selbst wenn man von der Unwahrscheinlichkeit eines bewußt herbeigeführten Krieges mit atomaren Massenvernichtungsmitteln ausgeht, wer garantiert, daß nicht aufgrund eines technischen Versehens, eines Fehlers im computergesteuerten Warnungssystem oder „durch menschliches Versagen“ der atomare Holocaust Wirklichkeit wird?

Und die Kirche? Was ist aus den unzähligen Bemühungen, aus dem leidenschaftlichen Engagement von einzelnen christlichen Frauen und Männern, von Gruppen und Gemeinden, von kirchlichen Initiativen und Diözesankirchen geworden, die Kirche zu reformieren? Ist die Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil offener geworden, menschlicher, menschenfreundlicher? Ist die Luft in der Kirche frischer geworden, wie sich dies Papst Johannes XXIII. wünschte? Ist die Kirche „christischer“ geworden (um den Ausdruck von Heinrich Böll aufzunehmen), d. h. hat sie sich rückbesonnen auf den Ursprung ihrer eigenen Geschichte?

Und unsere eigene Situation? Ist sie nicht — zwar im unterschiedlichen Maße, aber dennoch deutlich erkennbar — geprägt durch die Entfremdung, wie sie Karl Marx in seinen „Pariser Manuskripten“ beschrieben hat, daß wir nämlich fremd geworden sind der Natur gegenüber, den Mitmenschen gegenüber, unserer Arbeit gegenüber und uns selbst gegenüber?

Und bei all dem sollten wir die Toten nicht vergessen,

vor allem die „Besiegten“, wie Walter Benjamin sagen würde, d. h. diejenigen, die sich vergebens abgemüht haben ein Leben lang und — zumindestens dem Augenschein nach — vergebens gestorben sind.

Angesichts einer solchen Situation, die hier nur skizzenhaft angedeutet wurde, ist es verständlich, wenn Walter Benjamin schreibt: „Selbstmord ist die Quintessenz der Moderne“. Er hat dann auch am 27. 9. 1940 auf der Flucht vor den Nazis seinem Leben ein Ende gemacht, so wie viele andere vor ihm und nach ihm; in der Bundesrepublik Deutschland waren es im Jahre 1980 12.868 Menschen.

Falsche Vertröstung

Christen und christliche Prediger neigen in einer solchen Situation oft zu einer sogenannten „Tunnelpredigt“: Sie zeichnen die Situation so düster wie in einem langen, dunklen Tunnel. Dann aber erscheint am Ende des Tunnels auf einmal das helle Licht in Gestalt der Vertröstung auf die kommende Welt. Gerade dies aber kann und darf nicht die christliche Antwort sein. Der Christ ist aufgerufen zu hoffen wider aller Hoffnung, wie Paulus es unter Bezugnahme auf Abraham beschreibt (Röm 4,18). Sarah und Abraham glaubten, daß sie trotz ihres hohen Alters *jetzt* ein Kind zeugen werden: Sie hofften wider alle Hoffnung.

Christliche Hoffnung ist keine apokalyptische Hoffnung, d. h. sie glaubt nicht nur an das Erscheinen Gottes am *Ende* der Geschichte. Christliche Hoffnung glaubt vielmehr ganz wesentlich an das Wirken Gottes *in der Geschichte*. Sicher: Es gehört zur christlichen Hoffnung dazu, auf die Vollendung dieser unserer Welt, auf einen neuen Himmel und eine neue Erde zu hoffen. Aber christliche Hoffnung ist eben nicht rein eschatologisch, nicht rein zukünftig. Deshalb gilt es, die heutigen Spuren des Wirkens Gottes in der Geschichte zu sichern. Wenn Gott in der Geschichte wirkt, wenn er in der Geschichte des Volkes Israel gewirkt hat, wenn er sich uns in Jesus von Nazareth geoffenbart hat, wenn er im Leben eines Franziskus oder einer Katharina von Siena am Werke war, warum sollte er dann nicht auch heute wirken?

Die Spuren des Wirkens Gottes . . .

Allerdings: Gott ist nicht nur am Werke in der Kirche. Gottes Wirken ist auch nicht einfachhin identisch mit einem bestimmten Menschen, mit einer bestimmten Institution, mit einem bestimmten Ereignis, mit einer bestimmten Erfahrung. Dies kann deshalb nicht sein, weil Gott immer größer ist als all unser Tun und Lassen und weil der Mensch und seine Geschichte zutiefst geprägt

sind von seiner Bedingtheit und Beschränktheit, eben von seiner Menschlichkeit. Bei der Sicherung von Spuren Gottes als Hoffnungszeichen wird man deshalb sehr vorsichtig und nüchtern vorzugehen haben. Man wird dazu der „Unterscheidung der Geister“ bedürfen, wie Paulus sie schon seiner Gemeinde in Thessalonike anempfiehlt: „Alles prüfet, was gut ist, das behaltet“ (1 Thess 5,21).

... auch heute
vorhanden

Aber dennoch: Es gibt diese Spuren des Wirkens Gottes in der Geschichte auch heute; es gibt Hoffnungszeichen. Ich habe solche Spuren gesehen im Umgang mit Gruppen in der Friedensbewegung: wie sie Achtung vor dem Gewissen des Einzelnen haben und das Vetorecht eines Einzelnen respektieren; wie sie Rücksicht nehmen auf Minderheiten; wie sie hinhorchen auf die Überzeugung der anderen; wie sie sich um Gewaltfreiheit mühen; wie sie offen und ehrlich ihre Pläne diskutieren und auch dem Gegner mitteilen; überhaupt, wie sie umgehen mit ihren Gegnern.

Ich habe solche Spuren gesichert in einer Basisgemeinde in den Anden Perus, wo zwei Priester in einer Basisgemeinde solidarisch leben und kämpfen mit den Campesinos; wo sie unter fast unmenschlichen Bedingungen den Menschen ein Vertrauen zu sich selbst vermitteln; wo christliche Gemeinde lebt und wächst und Zeugnis gibt von ihrem Herrn.

Spuren der Hoffnung
legen!

Aber es kommt nicht nur darauf an, die Spuren des Wirkens Gottes in der Geschichte heute zu sichern, es kommt auch darauf an, Spuren der Hoffnung zu legen. Gott wirkt in der Geschichte in aller Regel nicht direkt, sondern er wirkt durch Menschen: Gott braucht Menschen! Er will uns als seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter; er will uns als Zeugen der Hoffnung in dieser Welt. Durch unsere Menschenfreundlichkeit, durch unser Engagement, durch unser Verhalten und Reden will er gegenwärtig sein in unserer Zeit.

Hoffnung und Verzweiflung: Beides bleibt Wirklichkeit. Beides ist zutiefst menschlich. Beides wird unser Leben begleiten. Beides verdeutlicht sich für mich am klarsten in der Gestalt von Reinhold Schneider, vor allem in seinen Erfahrungen, die er in dem Buch „Winter in Wien“ niedergeschrieben hat. Die ganze Macht der Verzweiflung senkte sich auf ihn. Und dennoch geht er immer wieder zur Dominikanerkirche. Und er schreibt nieder: „Der Zweifel ernährt den Glauben; der Glaube den Zweifel“.

Hoffnung — eine
erstaunliche Tugend

Christliche Hoffnung wird immer zusammen existieren mit Zweifeln, ja oft mit Verzweiflung. Und dennoch ist

Hoffnung möglich und sinnvoll. Allerdings: Sie ist ein schwieriges Geschäft. Wie läßt doch Charles Peguy Gott zu den Menschen sprechen: „Die Liebe, spricht Gott, die erstaunt mich nicht. Sie ist nicht weiter erstaunlich. Diese armen Geschöpfe leiden so sehr, daß sie wirklich ein Herz von Stein haben müßten, um nicht einander zu lieben. Und nicht ihre Brüder zu lieben. Um sich nicht das Brot vom Munde abzusparen, das tägliche Brot, und es armen Kindern zu geben, die des Weges kommen. Und mein Sohn hat sie mit solch einer Liebe geliebt . . . Aber die Hoffnung, spricht Gott, die erstaunt mich. Selbst mich. Sie ist wirklich erstaunlich. Daß sie sehen, diese armen Kinder, wie alles geschieht, und glauben, morgen werde es besser gehen. Daß sie sehen, wie es heute geschieht, und glauben, morgen früh werde es besser gehen. Das ist erstaunlich und wahrlich das größte Wunder unserer Gnade.“

Artikel

Fritz Wieninger

Die Musik
im pastoralen
Konzept
Martin Luthers

Zum 500. Geburtstag des großen Reformators soll im folgenden ein besonderes Anliegen Luthers herausgegriffen werden: die Erneuerung der Kirchenmusik. Das pastorale Konzept Luthers könnte durchaus auch für unsere Zeit anregend sein, da es ihm gelungen ist, einerseits das Volk, insbesondere auch die Jugend, zum Singen zu bringen und andererseits die größten Musiker seiner Zeit für die Ausgestaltung einer volks- und liturgienahen Kirchenmusik zu gewinnen. Für die Praxis könnte man daraus lernen, auch heute möglichst gute Musiker zur Mitwirkung in der Kirche zu gewinnen, sich um gute Lieder und Musikstücke zu bemühen und mit deren Hilfe die biblische Botschaft vor allem auch für die Jugend ansprechender zu machen.

red

Öffnung der Musik
für das Volk

Martin Luther, dem Musikfreund und Musikkenner, kommt das unbestreitbare Verdienst zu, einen wesentlichen Beitrag zur Popularisierung und — wenn man so will — zur Demokratisierung der Musik geleistet zu haben, indem er die Musik dem einfachen Volk geöffnet und ihm gemäße Formen gefördert hat. Er leitete damit eine Entwicklung ein, die damals, im 16. Jahrhundert, etwas ganz Neues war. Zugleich hat er damit der refor-